

Als Gefängnisseelsorger in Hongkong

Autor(en): **Brandner, Tobias**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Brugger Neujahrsblätter**

Band (Jahr): **109 (1999)**

PDF erstellt am: **13.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-900829>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ausgewandert aus der Region Brugg I

Tobias Brandner

Als Gefängnisseelsorger in Hongkong

Regen, Hongkong eingewickelt in eine Regenwolke, Wasser überall, in der Wohnung sitze ich wie in einem Aquarium, ich kenne wenige Leute, deren Wohnung vor diesen Wassermengen dicht hält. Das Wetter in Hongkong ist während des Sommerhalbjahres wie in den Tropen, heiss und feucht, danach im Herbst warm und trocken, im Winter wiederum feucht, aber eher kühl. Während eines halben Jahres gehört es also zum Alltag, dass man sich wie in einer Waschküche fühlt. Die geringsten Bewegungen treiben mir den Schweiß aus den Poren. Die Leute vermeiden, sich ausserhalb klimatisierter Räume aufzuhalten. Seit das nach dem Christkind benannte Wetterphänomen mit Asien Katz und Maus spielt, tritt Regen auch dann auf, wenn man ihn kaum erwarten würde und bleibt dafür aus, wenn er sehnlichst erwünscht wäre.

Wasser, niederrauschend – einer der Momente, in denen ich dankbar bin, daran erinnert zu werden, dass nicht alles ganz so künstlich ist, wie es im Alltag manchmal erscheinen mag, dass den menschlichen Zähmungsversuchen, die hier in Hongkong besondere Blüten treiben, Grenzen gesetzt sind. Seit rund 2 Jahren lebe ich in dieser Welt – na ja, es ist ja dieselbe Welt, in der ich auch zur Welt kam. Aber eben doch anders. Dieselbe Welt – denn ich muss nur auf wenig von dem verzichten, woran ich in der Schweiz gewohnt war. Hongkong ist eine moderne Grossstadt, die alles hat, was in einer westlichen Stadt zu den täglichen Gewohnheiten gehört. Häuser, Pärke, Kleider, Essen, ja sogar den Schweizer Käse kaufe ich mir gelegentlich, teuer zwar, aber in der ganzen Vielfalt erhältlich. Und doch fühle ich mich oft fremd, stosse mitten in den gewohnten Lebensverhältnissen immer wieder auf Bilder, die quer zu dem stehen, was ich gewohnt bin. Und die mich auch nach 2 Jahren noch überraschen. Hongkong, das ist zuerst einmal:

Alles ist eng

Überall sind viele Leute. Das ändert das Leben fundamental. Unser Nachbar, den wir nicht kennen, weil er in einem anderen Hochhaus wohnt, könnte uns per Handschlag in unserem Schlafzimmer begrüßen. Wir haben keine Vorhänge, eine Gewohnheit, die wir in Zeiten gewonnen haben, als auch ohne Vorhänge niemand in die Wohnung reinschauen konnte. Unser Nachbar hat glücklicherweise die Vorhänge gegenüber unserem Fenster noch kaum je geöffnet – so kommen wir gut damit zurecht. Ich würde ihn auf der Strasse nicht erkennen. Ich meinerseits, habe ich Gelegenheit, irgendwo hineinzuschauen, bin nicht immer ganz so diskret, schaue manchmal hin, denke etwa an die traute Szene, deren Zeuge ich wurde, in einer Küche, an der ich vorbeigehe, die junge Chinesin am Rüsten, ihr Mann, der ihr den Arm um die Schultern gelegt hat und ihr während des Kochens vorliest.

Enge Wohnverhältnisse – in unserem Wohnkomplex, drei Wohntürmen mit 25 Stockwerken, die gemeinsam auf einer Grundfläche von etwa 40 auf 120 Meter eine Einheit bilden, wohnen schätzungsweise 1500 Leute – ungefähr so viele, wie das ganze Dorf, in dem ich aufgewachsen bin. Oder man könnte sich etwa ein Dorf am Hallwilersee vorstellen – da würden drei grosse Wohntürme direkt am Wasser stehen, das ganze Dorf hätte in diesem Wohnkomplex Platz, alle hätten den schönsten Seeblick, alle wären in 2 Minuten am Wasser, der Rest des Dorfes wäre unverbaut, unzersiedelt. Aber man sieht, das ist ein ganz anderes Konzept von Wohnen. Nun, unser Wohnkomplex gehört zum Mittelstand, wohl mehr als die Hälfte der Leute in Hongkong wohnen auf engerem Raum. Sie schaffen es, auch mit Wohnungen von 40 bis 50 Quadratmetern ihre Sphäre zu schaffen, ohne Perspektive, irgendwann in ein Einfamilienhaus zu ziehen, denn das gibt es hier so gut wie nicht. Allenfalls mit der Hoffnung, sich mal eine grössere Wohnung leisten zu können, 80 oder 100 Quadratmeter. Aber meist sind diese Hoffnungen wenig realistisch. Die Preise zu hoch – eine durchschnittliche Wohnung mit einer Grundfläche von 65 Quadratmetern würde monatlich umgerechnet etwa 4000 CHF kosten oder etwa 1,2 Millionen CHF zum Kauf. Wie also bei so engem Raum und geringen Aussichten auf Änderungen sein unverwechselbar eigenes Heim gestalten? – Etwa, in-



Je enger der Raum, desto mehrschichtiger die Bauweise – Strassenschlucht in einem Wohnquartier.

dem die Haustüre kostbar und aufwendig gestaltet wird. Diese Haustüre soll dann neben 120 anderen Haustüren (so z.B. in unserem Haus) die Unverwechselbarkeit der eigenen Wohnung herausstellen. Besonders beeindruckt mich derjenige, der in einem älteren Haus, wohl etwa im 15. Stock, seinen Anteil an der Aussenmauer in einem Gelb gestrichen hat, das wohltuend von der grauen Farbe des restlichen Hauses absteht. So sieht, wer zufällig den Blick in die Höhe richtet, in einer grossen grauen Mauer eine erstaunliche Abweichung, ein etwa 10 Meter grosses Quadrat in Gelb. Aber das ist die Ausnahme.

Die Leute in Hongkong haben sich grosse Extrawürste abgewöhnt, es würde das Leben in einer solchen Masse zu schwierig machen. Geduldig stehen sie gemeinsam an, wenn sie in einem der grossen chinesischen Restaurants mittagessen wollen, Dim Sum,

d.h. kleine Herzen, die wohlschmeckenden Täschchen aus Reisteig mit raffinierten Füllungen. Geduldig stehen sie an bei Bus und Taxi, nicht mehr ganz so geduldig nur an den Festtagen, wenn Hunderttausende von Hongkongern für wenige Tage über die Grenze nach China fahren wollen und dabei immer noch durch den Zoll müssen. Auch nach 1997.

Sind deshalb, weil überall alles eng ist, Berührungen zwischen den Menschen so unüblich? Handschlag gibt es kaum. Schon gar nicht Küsse in der Öffentlichkeit. Aus chinesischer Sicht wirkt es höchst sonderbar, wenn sich Europäer mit Küssen begrüßen. Oder sind Berührungen deshalb selten, weil sich die Menschen hier weni-



Mit meinem Sohn auf dem Weg zur Untergrundbahn – regnerisches Wetter und aufgespannte Schirme machen den Gang auf den Trottoirs noch schwieriger. Auf die Strasse ausweichen dünkt mich immer noch die beste Alternative.



Hinter den verwitterten Fenstern und Balkonen leben die Menschen auf 20, 30, vielleicht 40 Quadratmetern.

ger als Individuum denn als Masse wahrnehmen – so mit dieser enormen Menschenmenge und Menschendichte überhaupt erst umgehen können?

Alles ist eng – das ist sicher, was mir im täglichen Leben am meisten zu schaffen macht. Deshalb musste ich mir meinen eigenen Weg im Umgang mit der mir ungewohnten Menschenmenge erst schaffen. Es ist für mich immer noch nicht ganz selbstverständlich, eine Viertelstunde, eine halbe Stunde in einem

Verkehrsmittel

eingepfercht zu sein, stehend, bei jeder Bewegung an jemanden anstossend. Ich bewege mich deshalb meist auf dem Velo, so weit wie möglich zumindest, denn gegen Süden begrenzt das Meer die Reich-



weite meines Fahrrades, gegen Norden die Hügel, welche die Halbinsel Kowloon (d.h. die neun Drachen) von den Neuen Territorien trennt. Auf dem Fahrrad kann ich mein eigenes Tempo fahren, mich zwischen den Autos und doppelstöckigen Bussen durchschlängeln, mal da und dort bei tieforangem Verkehrslicht über eine Kreuzung huschen, so dass ich danach eine breite Strasse für mich habe, ohne all die Abgase einatmen zu müssen. Und ich muss mich nicht auf den Gehsteigen der Geschwindigkeit anpassen, die die Personen vor mir gehen, ständig darauf achtend, ihnen nicht auf die Füße zu treten. Andere Velofahrer sieht man kaum, schon gar nicht solche, die das Velo als ihr alltägliches Verkehrsmittel benutzen. Das Velo hat keine Klimaanlage – es ist tatsächlich heiss, wenn man mit dem Velo unterwegs ist, vor allem wenn man an klimatisierten Bussen vorbeifährt, die wie ein Riesenkühlschrank grosse Wärme gegen aussen abstrahlen. So sind die einzigen Velofahrer, denen ich begegne, Transportfahrer, genauer zwei Kategorien von Transportfahrern: Transporteure von grossen Gasflaschen für den Feinverteiler, da dies aus gesetzlichen Gründen nur per Velo erlaubt zu sein scheint, und Transporteure von geschlachtetem Geflügel und geschlachteten Schweinen. Regelmässig am Sonntagmorgen kreuze ich einen Velofahrer, der in einem grossen Korb etwa 20 geschlachtete, gerupfte Enten auf seinem Fahrrad an Restaurants ausliefert.

Jedenfalls, auf dem Fahrrad, da habe ich meinen Umgang mit den mir ungewohnten Menschenmassen gefunden. Fahrtwind und tropische Wärme, über mir Hunderte von leuchtenden Schildern, farbig, voller chinesischer Schriftzeichen, die auf eines der unzähligen Geschäfte in den engen Häusern aufmerksam zu machen versuchen, durch Strassenschluchten, vorbei an wenigen alten Häusern, die noch nicht Platz machen mussten für moderne Hochhäuser, vorbei an Menschenmassen, die sich auf den engen Trottoirs aneinander vorbeischieben, vorbei an Leuten, die im Strassengraben Opferpapiere für die Ahnen verbrennen, vorbei an alten Frauen, die einen

Alles im Umbruch – Spuren des alten Hongkongs sind am Verschwinden.

Wagen vor sich schieben, auf dem sie die ständig sich aufhäufenden Abfallberge wegtragen, dann wieder durch breite, mehrspurige Strassen, beidseits hupende Autos, die an mir vorbeibrausen, wenn sie nicht gerade im Verkehrsstau stehenbleiben.

Allerdings, ob mit oder ohne Velo, gewisse

Gänge

sind nur mit dem öffentlichen Verkehr und zu Fuss sinnvoll. Etwa wenn ich einen Freund besuche, der auf der Insel Hongkong wohnt, dort wo die meisten sogenannten Expatriates, europäische, amerikanische oder andere nichtchinesische Einwohner Hongkongs, wohnen. Ich fahre mit der U-Bahn unter dem Meer durch, steige auf der anderen Seite aus dem Untergrund hinauf, eine Rolltreppe, und noch eine, und noch eine, trete endlich auf die Strasse, durchquere 5 Minuten lang ein altes Quartier am Fuss der Hügel. Jetzt gelange ich zu einem Hochhaus, fahre mit der Rolltreppe in den 3. Stock, wechsele in den Lift, drücke den Knopf für den 17. Stock. Ich steige ebenerdig, aber etwas weiter oben am Hang aus, gehe 200 Meter eine Strasse entlang, bis ich an ein kleines Gebäude stosse, das, wie es scheint, nur aus Lift besteht. Ich betrete das Gebäude, fahre in den 6. Stock, überquere dort eine Fussgängerbrücke, die mich ins Erdgeschoss des Hauses meines Freundes führt. Ein weiterer Lift bringt mich in den 30. Stock – endlich bin ich am Ziel.

Oder ein Gang zum Schweizer Konsulat: Ich wähle das Schiff, fahre mit der alten, mir so lieben Star Ferry vom Festland Kowloon hinüber zur Insel Hongkong. Die Star Ferry ist eines der ganz wenigen Relikte der alten Tage Hongkongs – und weit herum geschätzt als einer der wenigen Ruhepole in der Hektik der Grossstadt. Auf der Insel drüben bin ich mitten in einem Viertel voller Wolkenkratzer. Nun führt mich mein Weg über mehrere Überführungen und durch verschiedene Hochhäuser hindurch bis zu einem der grossen Bürotürme, in dessen 37. Stock ich das Konsulat finde. Solche Gänge erinnern mich an den alten futuristischen Film «Metropolis», eine Phantasie über eine Stadt der Zukunft: Die Menschen gehen nicht mehr den Strassen entlang, sondern nur noch über erhöhte Passagen, berühren den eigentlichen Boden kaum mehr. So auch hier: um



Träume und Realitäten in Hongkong.

sich zu orientieren, muss ich umdenken lernen. Nicht mehr Strassen entlang gehen, sondern von einem Gebäude zum andern – jedes einzelne Gebäude wie eine Kleinstadt, mehrere Etagen mit Geschäften, Restaurants, Vergnügungsgelegenheiten – darüber bis weit in den Himmel hinauf Büros. Die Leute kennen zu ihrer eigenen Orientierung weniger Strassennamen als Namen von Gebäuden. Doch diese Namen sind irreführend. Als ich, in meinen ersten Tagen in Hongkong, aufgefordert wurde, mal zum «Pazific Place» zu gehen, um dort dies und jenes zu kaufen, da erwartete ich eine Art pazifische, tropisch friedliche Plaza, die mich zum Bummeln und Verweilen einlädt. Gefunden habe ich dann eine riesige Shopping Mall, labyrinthisch verzweigt, kühl und sauber. Und dasselbe finde ich im «Times Square» und im «Ocean Terminal». Langsam haben wir uns daran gewöhnt,



Das neu gebaute Exhibition Center – nur wenige Orte bewirken ein solches Gefühl von Weite inmitten der Stadt.

Räume

anders zu betrachten: Was in unserer europäischen Kultur räumlich schön gegen aussen wirken muss, ist hier nach innen gekehrt. Gegen aussen hängen bei den älteren Gebäuden hässlich tropfende Klimaanlage, die bei jedem Wetter den unten durchschreitenden Fussgänger mit Kondenswasser berieseln. Die Gebäude sind gegen aussen kaum je schön, die neueren Gebäude, vor allem die Gebäude, welche die Skyline bilden, sind spiegelglatt, so dass der Blick an nichts hängen bleiben kann. Dafür wird kein Aufwand gescheut, um Innenräume prunkvoll zu gestalten. Die Hongkonger bewegen sich ohnehin lieber in Innenräumen, geschützt vor der feuchten, schweren Hitze und den häufigen Regenstürmen. Als ich, nach meiner Ankunft in Hongkong, zur Begrüssung von unserem Kirchenpräsidenten zu einem Mittagessen eingeladen wurde, hat es mich noch überrascht, ins 2. Untergeschoss runtersteigen zu müssen. Unterdessen weiss ich, dass die besseren Restaurants kaum ebenerdig liegen, sondern irgendwo tief unter der Erde oder in einem oberen Stockwerk, bis hinauf zum 8. Stock oder höher. Dort, in oft fensterlosen

Räumen, huldigt man der hohen Kultur der kantonesischen Küche, die wohl jede Abwechslung durch eine schöne Aussicht nur als Störung empfinden würde. Eines der beliebtesten Baumaterialien in Hongkong ist Marmor – besonders oft in Eingangshallen von grossen Wohnhäusern anzutreffen. Marmor wirkt teuer, das heisst die Bewohner des Hauses scheinen wohlhabend und reich zu sein, das heisst, sie scheinen erfolgreich, das heisst letztlich grundsätzlich gesegnete und somit wohl auch moralisch gute Menschen zu sein. Unterdessen lasse ich mich allerdings nicht mehr blenden von so protzigen Eingangshallen, oft können die darüber liegenden Wohnungen den Erwartungen, ausgelöst durch eben diese protzigen Eingangshallen, kaum genügen.

Seit wir hier in Hongkong wohnen, besuche ich einen zweijährigen Studiengang, um die kantonesische Sprache zu erlernen. Während des Sprachstudiums teilzeitlich, danach vollzeitlich, arbeite ich im Gefängnis. Über diese Arbeit möchte ich im folgenden etwas erzählen. Aber zuerst: Wie kommt es, dass

ein Schweizer in einem Hongkonger Gefängnis

arbeitet? – Vor 151 Jahren, kurz nach der Gründung der britischen Kolonie Hongkong kamen die ersten Missionare der Basler Mission nach Hongkong, um vor allem unter den Hakkas, einer in Hongkong und Südchina siedelnden Volksgruppe, das Christentum zu verkünden. Bis zum Sieg der chinesischen Revolution 1949 lebten und arbeiteten einige Missionare auch im südchinesischen Raum, danach nur noch in Hongkong. Hier entstand eine unterdessen von der Basler Mission völlig unabhängige Kirche von Chinesen, die sogenannte Tsung Tsin Kirche, d.h. übersetzt die Kirche, die den wahren Gott verehrt. Bis vor wenigen Jahren wurden die Gottesdienste noch im Dialekt der Hakkas gehalten. Unterdessen sind alle Gottesdienste auf kantonesisch, der in Hongkong gesprochenen Sprache. Die Basler Mission hält mit dieser Kirche eine Beziehung des gegenseitigen Austauschs und der gegenseitigen Unterstützung aufrecht. In diesem Zusammenhang arbeiten zur Zeit noch drei Mitarbeiter der Basler Mission in Hongkong. Alle drei sind mit der Tsang Tsin Kirche verbunden, arbeiten aber nicht im Rahmen einer ihrer Kirchge-

meinden, sondern in speziellen Aufgaben. Seit einigen Jahren arbeitete eine Mitarbeiterin der Basler Mission mit einer nicht an eine bestimmte Kirche oder Konfession gebundenen Gruppe zusammen, die regelmässig Gefangene besucht, im Gefängnis Gottesdienste feiert, versucht, so weit es die Kräfte erlauben, die Gefangenen auch nach ihrer Entlassung zu betreuen etc. Diese Tätigkeit kann ich nun weiterführen – nach meiner Arbeit in einem Gefängnis in der Schweiz hatte ich den Wunsch, in anderem Kontext, aber in ähnlichem Feld wie in der Schweiz zu arbeiten. Und fand die Gelegenheit, eine Stelle der Basler Mission in Hongkong anzutreten.

Die Gefängnisse in Hongkong liegen weit verstreut – zu einer Zeit errichtet, als nur ein kleiner Teil Hongkongs besiedelt war. Sie wurden auf abgelegenen Inseln und in abgeschiedenen Buchten gebaut. Unterdessen hat die wachsende Bevölkerung Hongkongs einige dieser entfernten Bauten eingeholt – einige der Gefängnisse liegen nun an teurer Wohnlage. Etwa

das Gefängnis in Stanley

Es ist eines der Gefängnisse, die ich regelmässig besuche. Stanley liegt auf der Südseite der Hongkong-Insel, auf einer kleinen Halbinsel, ein kleines Dörflein, wo Touristen gerne wegen des Marktes hingehen, wo viele Westler gerne wohnen, weil es einen Rückzug aus dem Getümmel der Grossstadt ermöglicht – ein Dorf mit gemütlichem Trott. Und vom Dorf aus nicht zu sehen, noch tiefer in die Felsen der Halbinsel eingesenkt, liegt das Gefängnis, das grösste von Hongkong, etwa 2000 Insassen. Stanley ist eines der Hochsicherheitsgefängnisse, wo vor allem Wiederholungstäter und schwere Delinquenten einsitzen. Es hat im Strafvollzug etwa die Funktion, die in der Schweiz das Gefängnis in Regensdorf hat. Mit dem Bus fahre ich auf einer sich durch die Hügel der Insel windenden Strasse vorbei an den schönsten Stränden von Hongkong, durch teure Wohngegenden mit Luxusappartements, bis ich vor den Toren des Gefängnisses stehe. Auf dem Weg von der Busstation zum alten Gefängnistor muss ich meinen Ausweis ein erstes Mal zeigen, vor dem Gefängnistor ein zweites Mal, warten schliesslich, bis sich eine kleine Türe im alten Tor öffnet. Ausweiskontrolle, Metalldetektor,

Anmelden meines Besuches und des Insassen, den ich zu sehen wünsche, warten. Vielleicht 15 Minuten, vielleicht 30 Minuten, manchmal noch länger. Die Maschinerie Gefängnis funktioniert, ohne sich gross um mich zu kümmern. Im Raum mit mir warten noch einige andere – all jene, die noch eine Stufe weiter ins Gefängnis hineingehen können. Demgegenüber warten die normalen Besucher in einem anderen Raum, vor dem Besuchsraum: Die normalen Besuche finden durch die Trennscheibe und mit dem Telefonhörer statt, maximal zweimal monatlich, eine halbe Stunde, zwei bis drei Personen aufs mal sind erlaubt. Es ist somit unser Privileg, ebenso wie etwa die Anwälte in Besprechungszimmern mit den Insassen ohne Trennscheibe sprechen zu können. Der Insasse, der einen Besuch von mir oder von einem anderen Mitarbeiter meiner Gefangenenhilfsorganisation wünscht, kann das an diese Organisation melden. Er wird dann zu irgendeinem Zeitpunkt zu einem Gespräch eingeladen. Wir achten darauf, dass die Gespräche regelmässig stattfinden – ich treffe die Insassen, die ich besuche, wenn möglich monatlich. Nach einiger Zeit des Wartens holt mich also ein Aufseher ab, führt mich durch ein Gittertor, durch einen Hof zu einer eng an der Gefängnismauer liegenden Baracke. Dort hat es etwa fünf Besprechungszimmer. Der Insasse, den ich besuche, wartet dort bereits auf mich. Und dann sitzen wir in einem kahlen Raum, mit der Klimaanlage tiefgekühlt, ganz nach Hongkonger Art, ein Tisch, zwei oder drei Stühle, eine Klause von zwei auf zwei Metern. Verglichen mit dem eigenen Büro, in dem ich die Insassen in Regensburg empfangen, wo ich aufbewahren, bei mir haben konnte, was mir wichtig schien, verglichen damit also sehr kärglich. Aber vielleicht ist so ja auch alles weggeräumt, was die Konzentration auf das

Gespräch

stören könnte. Wir haben etwa eine Stunde Zeit, manchmal, je nach Aufseher, auch mehr oder auch weniger, dann klopft er an der Türe und bedeutet uns, die Zeit sei um. Bisher führe ich etwa die Hälfte der Gespräche auf kantonesisch, die andere Hälfte auf englisch. Einige Insassen sprechen englisch – sind auch froh, eine Gelegenheit

zu haben, diese Kenntnis zu nutzen und zu üben. Die Gespräche sind konzentriert, die Insassen wissen um die Knappheit der Zeit, die sie für die Gespräche haben. Ihre Fragen sind nicht sehr anders, als was die Leute in Regensdorf beschäftigt: Die Ungewissheit, wie es nach der Freilassung aussieht – welche Chance habe ich als ehemaliger Gefängnisinsasse? Wie kann ich ein Leben auf Ehrlichkeit gründen, wenn Ehrlichkeit heisst, dass ich einem möglichen Arbeitgeber erzähle, ich habe einige Jahre im Gefängnis verbracht und er mich dafür nicht einstellt? Die Besorgnis um Angehörige draussen – wie kann ich meine kranke Ehefrau unterstützen, wenn sie von einem Fürsorgegeld von umgerechnet ca. 500 CHF leben muss? Fragen des Glaubens – wie geht das zusammen, einerseits der Glaube an eine Befreiung aus der ständigen Verstrickung in Schuld, der Glaube an Vergebung durch Jesus Christus – und die Möglichkeit von neuem Leben, andererseits die Erfahrung, dass ich von alten Zusammenhängen wieder eingeholt werde, dass ich wieder und wieder scheitere? Ich habe das Privileg, dass mir die Insassen Vertrauen entgegenbringen – zum Teil wohl, weil ich als Pfarrer dorthin gehe. Weil ich regelmässig und zuverlässig komme – was im Gefängnis unheimlich wichtig ist. Und weil sie mich als Vertreter des Christentums betrachten. Das Interesse am Christentum ist gross. Noch grösser, kann man sagen, ist das Interesse, sich mit grundlegenden Fragen des Lebens auseinanderzusetzen. Viele kommen dabei zum Christentum. Andere entdecken im Buddhismus entscheidende Anstösse für ihr Leben. Wiederum andere entdecken im Buddhismus wie im Christentum nebeneinander Antworten auf ihre Fragen. Die in Hongkong weitest verbreitete Religion, jene Mischung aus Ahnenverehrung, Geisterglaube und buddhistischen sowie taoistischen Elementen hat, so hatte ich bisher den Eindruck, im Gefängnis für wenige der dort Lebenden grosse Plausibilität. Schliesslich noch andere haben weder zum Christentum noch zum Buddhismus einen Zugang gefunden, kommen aber doch regelmässig zu unseren Gottesdiensten und zu Gesprächen – als einer Abwechslung im öden Alltag, aber auch aus Neugier, aus Erstaunen darüber, dass es Leute gibt, die aus irgendeiner Überzeugung mit grosser Regelmässigkeit ins Gefängnis kommen und sich um sie kümmern. Nicht einfach die Türe hinter ihnen zuschlagen. Dies denn auch eine häufige Frage an mich:

Weshalb besuche ich Gefangene?

Und wenn ich dann ehrlich zu antworten versuche? – Wohl zu einem beträchtlichen Teil aus Eigennutz: Weil ich sehr oft bereichert das Gefängnis verlasse, gestärkt in meinem eigenen Glauben. Vieles von dem, was unser Leben sogenannten ausmacht, was uns gross und gut und stark erscheinen lässt, all das wacklige Gerüst von Werten, Idealen, Zielen, von Genüssen, Vergnügen, Abwechslungen, das wir uns aufbauen und das uns hilft, uns in einer Gesellschaft zu behaupten, all dies – oder vieles davon – ist in der Situation des Gefängnisinsassen zerbrochen. Und nun stehen ihm zwei Wege offen, einfach gesagt. Entweder er baut sich dieses Gerüst in mehr oder weniger der alten Form bereits im Gefängnis wieder auf, baut sich Verbindungen und Pläne auf, um nach dem Ende des Gefängnisaufenthalts möglichst nahtlos an die alte Situation anzuschliessen. Träumt und sinniert dort weiter, wo er vor dem Gefängnis stand. Und schlägt sich die Zeit im Gefängnis irgendwie tot. Er hält das zerbrochene Gerüst sozusagen im Gefrierfach, um es danach in alter Form wieder zu erstellen. Und dieser Weg wird oft genug in dieser oder jener Form begangen. Oder er nutzt die Situation, die Zeit, in der er fast zwangsweise mit sich konfrontiert ist – und fragt zurück, nach dem, was ihn bisher am Leben hielt, wieviel davon nur scheinbare Werte waren, was daran hohler Schein war, und fragt nach vorne, was er vom Leben erwartet, was seinem Leben tragenden Sinn gibt. Was meist wiederum sehr kleinbürgerliche Werte sind. Eine Frau, eine Familie, eine sichere Stelle – aber das ganze, vielleicht, auf einem anderen Boden. Mit einer Ahnung davon, wie brüchig viele unserer Entwürfe sind, die wir uns vom Leben machen. Und wie zweifelhaft die Werte sind, die die Gesellschaft in Gang halten und Menschen dahin und dorthin treiben. Kurz: wie unsicher und wacklig der Boden ist, auf dem wir uns bewegen. Ich denke, dieser Moment des Zerbrechens und Wiederaufbauens, so gestreift zu werden von einer Ahnung, was im Leben tragenden Grund hat und dass dieser Grund tiefer geht als wacklige und unsichere Konzepte, die wir uns erstellen – ich denke, diese Momente und Erfahrungen haben mit Gotteserfahrung zu tun. Ich denke, in solchen Momenten fangen Menschen an, in Tiefen hinein zu fragen und zu horchen, die wir religiös nennen können und die in den Erzählungen der Bibel eine Ausdrucksform gefunden haben.

Also: für mich ist es eine Bereicherung, an einem solchen Moment im Leben eines Menschen dabei sein zu dürfen. Eigennützig, wie gesagt, deshalb, weil es mir selbst hilft, mich zu befragen nach dem, was mich leitet, und einiges von den Schichten von Unwichtigem immer mal wieder abzutragen, die sich auch in meinem eigenen Leben ablagern, Schichten eben, die kaum tragenden Wert haben. Und dies ist wohl auch die Aufgabe, wie ich sie sehe, der ich im Gefängnis nachgehe: Leute zu unterstützen, die sich auf einen solchen Weg des Fragens nach dem Grund ihrer Existenz machen. Allenfalls erlahmende Kraft des Fragens und des Hoffens zu ermuntern. Und umgekehrt dort, wo Oberflächlichkeit sich durchsetzt, mal etwas nachzuhaken, etwas von dem abzutragen versuchen, was sich an Trägheit und Oberflächlichkeit ansetzt. Christliche Offenbarung, wie ich sie als Basis meiner Arbeit im Gefängnis verstehe, ist dieses momenthafte Aufleuchten, diese Ahnung von etwas unserer Existenz tiefer zugrunde Liegendem, eine Ahnung von einer Verbundenheit mit Gott und den Menschen, die auch im Schmerz und in der Dunkelheit bestehen bleibt, ein momenthaftes Aufleuchten einer Liebe, die allem Boden gibt und die ständig Neues schafft. Verkündigung heisst, an diese Ahnung zu erinnern, gegen das Vergessen ankämpfen, gegen die Schichten ankämpfen, die diese Ahnung von dem, was bleibend wichtig ist, immer wieder mit momentanen Verpflichtungen, momentanen Wünschen und scheinbaren Notwendigkeiten zu überdecken und ersticken drohen. Verheissung heisst, dass diese Ahnung von etwas bleibend Wichtigem auch gegen Zweifel, Peinlichkeitsgefühle und Anfechtungen in Geltung bleiben soll.

Das sind die Tiefendimensionen meiner Gespräche mit Insassen. Und diese sind für mich dieselben, ob ich nun in Hongkong oder so wie früher im schweizerischen Regensdorf arbeite.

Kulturelle Differenzen

erlebe ich auf einer anderen Ebene: Die Isolation von der Aussenwelt, besonders von der Familie, ist wohl eine der schwierigen Seiten, die im Gefängnis zu verarbeiten sind. Diese Trennung von der Familie ist wohl besonders hart hier in Hongkong. Vermutlich häufiger

als in der Schweiz sagt sich eine Familie von ihrem Mitglied beziehungs­mässig los, weil ein Delikt für die ganze Familie ein zu grosser Gesichtsverlust ist. Umgekehrt bedeutet die Trennung von der Familie ein ungleich grösserer Verlust in einem Umfeld, in dem die familiären Beziehungen so wichtig sind. Der Staat spielt sozial eine äusserst geringe Rolle, soziale Versicherungen für Alter, Krankheit und Not liegen weitgehend in der Verantwortung der Familie. Die familiären Bindungen sind meist sehr eng – ungewohnt und schmerzhaft entsprechend, aus diesem Verbund herausgelöst zu sein.

Ein anderer kultureller Unterschied liegt in der Bedeutung von Geld und Reichtum: Geld nimmt für viele eine zentrale Rolle ein, um eine Perspektive aufzubauen – das ist an sich nicht überraschend, und doch sieht es anders aus als bei uns. Weshalb? – Zum einen hat Reichtum in hiesigem Kontext eine fast religiöse Dimension. In traditioneller Religion und Symbolik nimmt die unverhüllte Bitte um und Hoffnung auf Reichtum eine überragende Rolle ein. Autnummern, Adressen, Lebensmittel, Speisennamen, Vor- und Nachnamen, kaum etwas, was nicht danach befragt und bewertet wird, wie weit es sich mit Reichtum und Wohlstand assoziieren lässt. Die Goldfische, der Karpfen, die Nummer 8, eine ganze Reihe von Speisen – alle weisen sie immer auf diese Hoffnung hin. Was Europäer nur in verhüllter Form zu hoffen eingestehen, das wird hier offen ausgesprochen. «Gott, wir bitten dich, mach uns reich» – das wäre bei uns eine obszöne Bitte, hier keineswegs. Oder soziologisch ausgedrückt: Dass wir in Europa weitgehend in einer postmaterialistischen Gesellschaft leben, während hier noch ganz und gar ein roher Materialismus herrscht, spüre ich auch in meiner Arbeit. Perspektiven, nach der Gefangenschaft eine Familie zu gründen oder nur schon eine Liebesbeziehung aufzubauen, erscheinen vielen Insassen gebunden an die Fähigkeit, vorausgehend ein gewisses Vermögen zu erwerben. Welche Frau lässt sich auf einen Habenichtsin ein? Und wie eine würdige Hochzeitsfeier veranstalten ohne ein gut fünfstelliges Vermögen im Hintergrund? Diese Fixierung auf materiellen Erfolg, fast deckungsgleich mit gesellschaftlichem Erfolg, ist oft ein Grund, wenn jemand nach seiner Freilassung scheitert. Ich habe auch den Eindruck, gesellschaftliche Entfaltungsmöglichkeiten jenseits von Materialismus seien hier in Hongkong sehr viel schwieriger zu entdecken als in der Schweiz.

Ein weiterer kultureller Unterschied, den ich feststelle: In Gesprächen im Gefängnis in der Schweiz war ein Hauptthema die Klage – die Klage über die Aufseher, über das Essen, über das ungerechte System, über andere Insassen und so vieles mehr. Bisher höre ich in Hongkonger Gefängnissen sehr viel weniger von solchen Klagen. Dem sogenannten System, das im schweizerischen Kontext für so vieles verantwortlich gemacht wird, wird hier keine grosse Verantwortung zugeschoben. Der Einzelne sucht das Versagen oder die Schuld eher bei sich selbst – das System ist in Ordnung. Eine solche Haltung hat Vor- und Nachteile. Sie fördert wohl Selbsterkenntnis, fördert die Bereitschaft, sich mit dem eigenen Anteil, mit sich selbst auseinanderzusetzen. Andererseits kann sie auch Ausdruck einer Unterwürfigkeit gegenüber der Obrigkeit sein. Das System, die Obrigkeit ist eine autoritative Grösse, deren Fehl nicht zur Diskussion steht, schon gar nicht aus einer christlichen Perspektive heraus. Dies ist auch die Haltung vieler meiner Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen. Christliche Systemkritik liegt ausserhalb des Blickwinkels.

Wenn wir sogenannte Religionsstunden – so nennen sie im Gefängnis offiziell, was wir einen recht normalen

Gottesdienst

nennen würden – veranstalten, so führt uns ein Mitarbeiter des Gefängnissozialdienstes, einer von etwa 15 Gefängnissozialarbeitern, noch ein Stück weiter ins Gefängnis hinein: zur Kapelle, zu einem Schulzimmer oder zu einem Wohntrakt der Gefangenen, je nachdem, welche Gruppe von Insassen wir haben. Die Kapelle ist einfach gestaltet. Aber es gibt sie. Das Schulzimmer dient während normalen Zeiten etwa dafür, Prüfungen abzulegen, wenn die Insassen einen der beliebten Fernkurse absolvieren. Und der Wohntrakt – das betrifft die Gruppe von Gefangenen, die noch sehr lange Strafen oder lebenslänglich abzusitzen haben. Lebenslänglich heisst hier auf jeden Fall 15 Jahre, bis man ein erstes Mal ein Gesuch um Umwandlung der Strafe in eine zeitlich befristete stellen kann. Eine Annahme des Gesuches heisst jedoch noch nicht Entlassung, sondern erst Befristung. Oft wird das Gesuch jedoch

zuerst abgelehnt. Dann kann man wiederum 2 Jahre warten bis zum nächsten Gesuch. Und dann wieder. Dort also, im Raum vor den Zellentüren, können wir ebenfalls feiern. Die neben uns liegenden Zellen sind sehr einfach: eine Pritsche, ein kleiner Hocker, ein Tischchen in der Grösse eines Hockers, ein Fäkalienkübel. Wenn wir – meistens mehrere Mitarbeiter meiner Organisation – den Wohntrakt betreten, stehen bereits Hocker dort, für die Feier angeordnet, die Insassen bieten uns heisses Wasser zum Trinken an. Begrüssen uns überaus herzlich. Wir haben Zeit, kurz zu plaudern. Und dann feiern wir Gottesdienste. Für mich bisher sehr schöne Erlebnisse. Das Umfeld ist äusserst einfach. Aber die etwa 30 Insassen feiern mit grosser Freude mit. Was mich am stärksten beeindruckt: die Selbstverständlichkeit, mit der die Insassen die Lieder mitsingen. Einige spielen dazu Gitarre – was nur während des Gottesdienstes möglich ist. Und auch das gemeinsame Singen findet wohl vor allem dann statt. Verglichen mit den Singhemmungen, wie wir sie in der Schweiz oder weitgehend in Europa kennen, ist diese Singkultur für mich verblüffend. Zweifellos ein positives Erbe der für mich ansonsten unglaublich kitschigen und irgendwie abartigen Karaoke-Kultur, die hier für das steht, was bei uns eine gemeinsame Flasche Wein oder ein Bier nach Feierabend bedeutet.

Wir singen aus den von uns mitgebrachten Liederbüchlein einige Lieder, dann beten wir, lesen gemeinsam laut einen Text aus der Bibel. Jemand von uns spricht darüber, eine Bibelauslegung, einige Gedanken, dann ein Gebet, nochmals einige Lieder. Und dann bleibt meist einige Zeit für Gespräche in lockerer Form. So läuft das an allen Orten ab, ob im Wohntrakt, im Schulzimmer oder in der Kapelle.

Wenn ich predige, so sprach ich bisher meist englisch, und jemand von meiner Organisation oder einer der Insassen übersetzte für mich ins Kantonesische. Seit einiger Zeit habe ich jedoch begonnen, direkt kantonesisch zu predigen, was zwar weniger fliessend und einiges fehlerhafter ist, andererseits kann ich so direkter sprechen. Und die Insassen sind gegenüber meinem fehlerhaften Kantonesisch tolerant, na, haben wohl auch keine andere Wahl. Es hat weiter den Vorteil, dass es mich zwingt, sehr einfach zu formulieren, in dem einfachen Kantonesisch, das ich soweit gelernt habe.

Oft fragen mich Leute, wie es mit den

Lebensbedingungen, Rechtssystem

und ähnlichem in hiesigen Gefängnissen ist. Ich kann meine Erfahrungen hier nur mit früheren Erfahrungen aus der Schweiz, speziell Regensdorf, vergleichen. Deutlich ist, dass es meilenweite Unterschiede im Lebensstandard gibt. Der eigene TV, die Stereoanlage, die Möglichkeit, einen eigenen Computer benutzen zu können, aber auch andere Dinge: die Möglichkeit, ohne Trennscheibe Besucher zu treffen, die Möglichkeit, wenigstens 10 Minuten pro Woche zu telefonieren, keine mengenmässigen Einschränkungen beim Briefverkehr, das bedeutend grössere Freizeitangebot etc. – viele Dinge sind in Regensdorf angenehmer, ich finde, menschenwürdiger organisiert – auch wenn ich TV und HiFi nicht zur Menschenwürde rechnen möchte. Und dennoch scheint mir die allgemeine Stimmung in Stanley, Hongkong, besser, entspannter. Ein Grund dafür ist sicher, dass es hier keine Spannungen gibt zwischen Gruppierungen sehr unterschiedlicher Herkunft wie in Regensdorf, wo sich viele Kosovo-Albaner, Libanesen, Serben, Afrikaner, Schweizer etc. gegenseitig ablehnen. Die Insassen sind zur grossen Mehrheit Hongkonger, einige Immigranten aus China, einige Vietnamesen, Inder, ansonsten soll es noch einige Westler geben, ich habe aber noch keine getroffen.

Einen anderen Grund sehe ich im Verhalten der Aufseher: Sie kommen mir hier – immer aus der sehr kurzen Erfahrung – streng, aber klar und nicht unfreundlich vor. Ihre Rolle ist wohl klarer, weniger überfordernd als in Regensdorf, wo der Aufseher gleich auch noch Betreuer sein soll, sozusagen Freund und Helfer des Eingeschlossenen, eine für beide Seiten unmögliche Situation.

Ein weiterer Grund für die meines Erachtens ruhigere Stimmung hier mag mit oben erwähnten kulturellen Differenzen zusammenhängen: In der Schweiz fragen wir gerne nach der kollektiven Schuld für einen Menschen, der kriminell wird. Das lenkt manchmal von der eigenen Auseinandersetzung mit Schuld ab. Obwohl die chinesische Kultur oft viel kollektiver denkt, scheinen mir in diesem Bereich gesellschaftliche Erklärungen für Kriminalität doch weni-

ger üblich. Kriminalität bedeutet eben nur, dass ein Individuum einseitig den Raster von Normen und gesellschaftlicher Anpassung verlassen und aufgekündigt hat.

Im Vorfeld der Rückgabe Hongkongs an China bestanden auf verschiedenen Seiten, die mit Gesetz und Gefangenen zu tun hatten, Ängste über einen Systemwechsel, der auch das Leben der Gefangenen betreffen könnte. Wird in Hongkong die Todesstrafe wieder eingeführt? – Unterdessen spüre ich nichts mehr von solchen Ängsten – ich selbst kann mir im Moment auch nicht vorstellen, dass sich hier Änderungen ergeben sollten. Politisch gibt es keinen Ruf nach Law and Order, auch für mich bisher keinen ersichtlichen Populismus auf Kosten von Randgruppen. Das Rechtssystem im Gefängnis ist wohl so weit korrekt, wie es auch in europäischem Kontext üblich ist – Korruption, Gefälligkeitsdienste von Aufsehern gegenüber Insassen für gute Bezahlung, auch Transporte von Drogen – das gibt es hier wohl wie auch in jedem anderen ansonsten rechtlich korrekten Gefängnis. Aber der Rahmen für solche Vergehen ist eng.

Oft beschäftigt mich jedoch, wie anders die Situation nur wenige Kilometer von Hongkong entfernt aussieht. Ich lese von mehreren Hinrichtungen am gleichen Tag in Zhuhai, das nur etwa 40 km entfernt auf der anderen Seite des Pearl River-Deltas liegt. Oder ich lese von den Organtransplantationen, die China in USA- und anderen Zeitungen anbietet, Organe, die exekutierte Häftlinge entnommen werden, von Exekutionen, die zeitlich so angelegt werden, dass eine reibungslose Transplantation erfolgen kann – ein blühendes Geschäft mit dem Tod, von chinesischen Beamten für die, die es sich leisten wollen. Eine sehr finstere Realität.

Ein anderes Gefängnis

das ich regelmässig besuche, liegt eine stündige Schifffahrt entfernt auf der grössten Insel des Territoriums von Hongkong, auf Lantau. Ein schöner Arbeitsweg – vorbei an einigen der etwa 250 Inseln, die zu Hongkong gehören, danach mit dem Bus eine längere kurvenreiche Fahrt, bis ich einen noch abgelegeneren Ort als Stanley erreiche. Ob er wohl auch je so von der Zivilisation eingeholt wird wie Stan-

ley? Die bisher so unberührte Insel hat seit dem 6. Juli viel von ihrem Frieden verloren. Mit der Eröffnung des neuen Flughafens, der an der Nordküste der Insel Lantau liegt, führen die Hongkonger Verkehrsströme definitiv auch nach Lantau. Auch wenn das Gelände um den Flughafen bisher erst eine isolierte Satellitenstadt bildet – zu befürchten ist, dass es nicht lange dauern wird, bis auch andere Teile der Insel von diesem Brückenkopf aus erschlossen werden. Wenigstens hat die Hongkonger Siedlungspolitik einen Vorteil: statt der Zersiedelung, die wir etwa aus der Schweiz kennen, achtet die Regierung in Hongkong weitgehend darauf, dass dichte Siedlungen entstehen, um so trotz der hohen Menschenmenge etwas an Grünraum und Erholungsfläche zu bewahren.

Diese Gebiete sind für mich und meine Familie denn auch ein wichtiger Bestandteil unseres Privatlebens. Wenn immer möglich versuchen wir, jede Woche einmal aus der Stadt rauszufahren,

in den grünen Hügeln

um Hongkong zu wandern. Wenn wir wandernd unterwegs sind, vergessen wir, wie eng Hongkong ist, nicht nur wegen der vielen Einwohner, sondern auch wegen der mit dem Zug nur eine halbe Stunde entfernten Grenze zu China, für die wir immer noch ein Visum brauchen. Wanderungen um Hongkong, die grossartige Landschaft Hongkongs vermitteln uns Weite. Und noch immer finden wir etwas vom Besondersten in Hongkong, dass es gut unterhaltene Wanderwege gibt inmitten eines subtropischen oder tropischen Klimas, mitten durch eine Vegetation, die an anderen Orten dieser Erde in ähnlichen Breitengraden kaum so gut erschlossen ist, mit Schlangen, handgrossen Spinnen, vielen Schmetterlingen und frei auf den Hügeln rumziehenden Kühen. Es ist möglich, auf diesem so engen Territorium sehr traditionelle chinesische Dörfer zu entdecken, teils einige Stunden Weges von der nächsten Strasse entfernt, ansonsten nur per Boot zu erreichen, es ist möglich, an abgelegenen Sandstränden zu baden, und es ist möglich, einen ganzen Tag zu wandern, ohne anderen Menschen zu begegnen. Ich bin froh, dass unser in Hongkong geborene Sohn so nicht nur das Stadtleben mitbekommt. Und seine erste Kuh nicht erst bei einem Besuch in der Schweiz sieht.

Biographische Angaben:

Geboren 1965

- | | |
|------------------|---|
| 1970–1986 | wohnhaft in Auenstein |
| 1976–1980 | Besuch der Bezirksschule Schinznach-Dorf |
| 1980–1984 | Kantonsschule Aarau, Maturitätstypus B |
| 1984–1990 | Studium der Theologie in Zürich |
| 1987–1988 | Studium von Theologie und Philosophie in Paris |
| 1990–1991 | Vikariat in Stäfa ZH – Ordination zum Pfarrer der reformierten Landeskirche des Kantons Zürich |
| 1991–1995 | Assistenz an der Theologischen Fakultät der Universität Zürich im Fachbereich Dogmatik |
| 1991–1995 | teilzeitlich Gefängnisseelsorger im Gefängnis Regensdorf |
| 1995–1996 | sechsmonatige Velofahrt von Zürich nach Abidjan, Elfenbeinküste |
| seit August 1996 | wohnhaft in Hongkong |
| Sept. 1996–1998 | Chinesischstudium (Kantonesisch) an der Chinese University in Hongkong |
| seit August 1997 | teilzeitlich, seit August 98 hauptzeitlich als Gefängnisseelsorger in Zusammenarbeit mit einer lokalen christlichen Gefängnishilfsorganisation, Kun Sun Association, tätig. |
| seit 1995 | verheiratet mit Gabi Baumgartner, Vater von einem Sohn, der in Honkong anfangs 1997 zur Welt kam |

